

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Ein Schwarzwälder Leibgeding

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Ein Schwarzwälder Leibgeding.

Der alte Ruhbauer hatte seine Frau verloren und seither war es ihm „niene me rächt“. Besonders war ihm, da er sich schon arg abgegriffen hatte, jede Arbeit zuwider geworden, — ganz abgesehen von dem Verdruß, den ihm die jungen „Bölcher“ bereiteten, weil sie wohl merkten, daß er die Zügel nicht mehr straff zu halten vermochte.

Deshalb entschloß er sich zum „Abgä“. Er habe — so dachte er bei sich — jetzt die Freud', die Arbeit und den Verdruß gerade lange genug gehabt. Nun solle es ein anderer auch probieren. Dieser andere aber war sein Sohn Konrad, und der war — da er längst im geheimen mit des Binderbure Marcili im reinen war — gar nicht abgeneigt, sondern durchaus bereit, das warme Nestle zu übernehmen. — So fuhr denn eines Tages der junge Konrad in die Stadt hinein und sprach, nachdem er vorerst die jungen Säule gut verkauft hatte, auch beim Herrn Notar vor.

„Herr Notar,“ sagte er, „d'r Vatter hett g'fajit, er möcht' abgä, und do wär's em fölli recht, wenn Sie emol chönnte zue-n em cho, go die Sach' ins reine mache. 's G'häft isch em efange fölli verleidet,“ setzte Konrad noch bei.

Der Notar kam und nachdem er dem Schinken des Ruhbauern — den er schon lange von der guten Seite kannte — und ebenso dessen Chriesiwasser, das ihm auch nicht fremd war, gehörig zugeprochen hatte, begann er mit der Arbeit und setzte alles so auf, wie es sich der Bauer vorher ausgedacht hatte.

Der Konrad also übernahm den schönen, großen Hof und sämtliche Fahrnisse um die geringe Summe von dreißigtausend Mark. Zehntausend Mark erbt er; das übrige mußte er seinen beiden Schwestern ausbezahlen. Der Vater aber wollte selbstverständlich auch noch leben und auf seine alten Tage durchaus nichts von

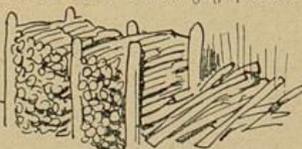
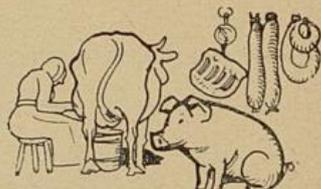
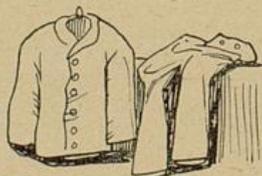
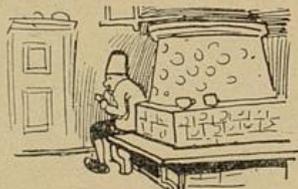
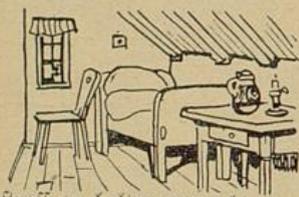
dem aufgeben, woran er sich in jungen Tagen einmal gewöhnt hatte. Deshalb bedingte er sich folgendes aus:

Zum ersten: die obere Stubenkammer als Wohnung; zum zweiten: genugsam Platz zum Sitzen und zum Liegen vor und hinter dem Ofen; zum dritten: jährlich 2 Pfund Wolle und die Reparatur der Schuhe; zum vierten: alle zwei Jahre einen Zwilchanzug und alle vier Jahre einen neuen Anzug an sein Bett; zum fünften: jährlich 30 Sester Korn und 25 Sester Hafer; zum sechsten:

die Milch von einer Kuh und das Recht, eine Sau zu mästen, und wenn der Bauer metzget, muß er dem Vater 2 Pfund Hohrücken, zwei Blut- und zwei Leberwürste geben; zum siebenten: die Benutzung eines Pferdes, wenn er in die Stadt fahren oder reiten will; zum achten: zwei Beete zu benutzen im Gemüsegarten; zum neunten: alle Jahre den Ertrag eines Obstbaumes, je nach Wahl des Vaters; zum zehnten: jährlich 2 Klafter Holz und hundert Wellen; zum elften: führt der Sohn sich so, daß ein friedliches Zusammenleben unmöglich ist, dann zieht der Vater aus und der Sohn hat ihm die Miete zu bezahlen und alle ausbedungenen Naturalien dem Vater zuzustellen.

Nicht wahr, damit kann einer leben? Aber wenn der junge Bauer mitamt der jungen Bäuerin mit dem Vater gut und anständig sind, dann braucht er noch nicht die Hälfte davon! Es ist nur, wie der Alte sich ausdrückt, „wege Lebes und Sterbes“; er will unter allen Umständen versorgt sein und will nicht um das erst noch lange betteln, was

er zu Recht verlangen kann. „Was i z'viel ha, cha-n i immer verschenke, aber



's Bettle ha-n i uf d'r Latt, sell will i in mine-n alte Tage nimmi lehre!"

So sagte der Bauer, und der Herr Notar, der erst große Augen machte, mußte ihm recht geben.

Ja, so ein „dummer Bauer“ ist, was das praktische Leben anbelangt, mitunter grade so hell wie einer aus der Stadt. Ja, es soll ihrer in der Stadt geben, die noch lange nicht so gescheit sind! Es sind ihrer dort, die in ihrer Affenliebe das Hemd vom Leibe ziehen und den Kindern ihr Letztes geben. Haben sie nichts mehr und geraten die Kinder nicht, dann können sie in ihren alten Tagen noch das lernen, was der geriebene Ruhbauer gar nicht zu lernen trachtete, nämlich das Betteln vor fremder Leute Thüren.

Die Zigeunerigeige.

Humoreske von A. Fehner.



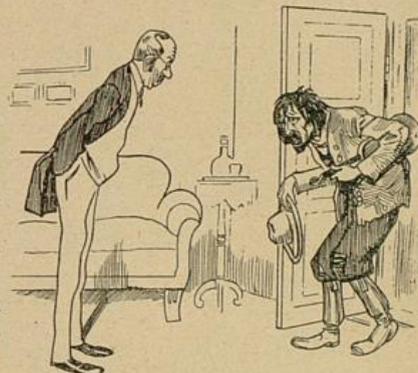
Im Hinterstübchen des Gasthauses „zum goldenen Lamm“ kamen, seitdem der Kantor Bullmann pensioniert worden und nach Untereselheim gezogen war, allwöchentlich einmal außer ihm der Stadtschreiber Kugel und der Accisor Scharf zu einer musikalischen Abendunterhaltung zusammen. Accisor Scharf spielte das Cello,

Kantor Bullmann die erste und Stadtschreiber Kugel die zweite Violine. Der Lammwirt Andreas, der einstmals, als er noch das Andresl war, auch ein wenig Geige gespielt hatte, war nicht wenig stolz auf das Kleeblatt, das sich gerade sein Haus zum Kunsttempel ausgesucht hatte.

Bald nachdem diese herzerquickenden Musikabende zustande gekommen waren, erschien eines schönen Nachmittags ein Zigeuner in Bullmanns Behausung, der dem Kantor mit jammervoller Miene eine überaus wertvolle Violine zum Kauf anbot. Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not, der Winter stände vor der Thüre, langandauernde Krankheit hätte ihn daran verhindert, für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, und seine Frau mit samt vier kleinen Kindern wollten doch täglich etwas zu essen haben. Der unbarmherzige Wirt, bei dem sie wohnten, wolle für alles, was sie essen und trinken, pünktlich Bezahlung haben, und so müsse er denn seinen letzten Schatz, seine alte, liebe Geige verkaufen, die sich schon weit über hundert Jahre in seiner

Familie auf Kind und Kindeskind fortvererbt hält. Noch ein ganzes Stück länger war das Klage lied des Zigeuners, der die kostbare Geige recht verführerisch in seinen

Händen hin- und herdrehte. Der Kantor warf währenddessen gar begehrlche Blicke ihr zu. Er hatte schon oft gehört, daß das Zigeunervolk häufig



Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not.

sehr kostbare Instrumente im Besitz habe und ohne selbst deren Wert zu kennen, echte Stradivari und Amati für ein Spottgeld verhandle. Aber was sollte er in aller Welt mit zwei Violinen anfangen? Eine war für seine Verhältnisse völlig genug. Es that ihm zwar ordentlich leid, doch erklärte er, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Janosch aber, der Zigeuner, wußte schnell Rat. Mit größter Bereitwilligkeit wollte er dem Kantor die überflüssig gewordene Geige abnehmen und dabei nur noch zwanzig Mark dazu haben. Auf diese Weise war dann ihm und dem Kantor geholfen. Von seiner ausgepielten Geige fiel Bullmann die Trennung nicht gar so schwer, aber die zwanzig Mark, ja diese zwanzig Mark! Eine solche Summe ist selbst für einen staatlich pensionierten Kantor recht schwer zu erübrigen. Wenn er nur wüßte, wie er sich diese zwanzig Mark wieder absparen könnte? Einen Lurus erlaubte sich jedoch auch der sonst so bedürfnislose Herr Bullmann. Täglich rauchte er nämlich zu seinem Nachmittagskaffee eine Havanna für 4 Pfennig. Er rechnete: 500 x 4 Pfennig macht gerade zwanzig Mark. Wenn er nun 18 Monate lang auf die gewohnte Cigarre verzichtete, so konnte er sich mittelst dieser 500 nichtgerauchten Cigarren — die 500 unverbrannten Zündhölzer gar nicht mitgerechnet — dies Kleinod von einer Zigeunerigeige am Munde absparen. Bullmann war eine ideal veranlagte Natur, darum ging ihm auch der Besitz einer höchstwahrscheinlich echten Amati über den Genuß von 500 höchst unwahrscheinlich echten Havannas. Ohne noch lange zu grübeln und zu rechnen, holte er die zwanzig Mark hinter dreifachem Verschluß hervor und händigte sie samt seiner alten Geige dem Zigeuner ein. Der aber nahm einen so schmerzlichen Abschied von seiner lieben Fidel, daß es dem Kantor ordentlich weid ums Herz wurde. Dann eilte er davon —

Eine Viertelstunde später trat Janosch mit vielen Bücklingen und mit einer noch jammervolleren Miene